Volkstrauertag 2026 Ansprache

Gemeinsam traurig sein.

Eine persönliche Annäherung an den Volkstrauertag.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

fünf Szenen will ich Ihnen vor Augen führen.

Erste Szene:

Es ist Nacht.

Die Nacht vom 17. auf den 18. Dezember 2005.

Ich war damals Dorfpfarrer in der kleinen Kirchengemeinde Eckenweiler ganz am westlichen Ende des Landkreises Tübingen.

Ich habe Einsatzbereitschaft als Notfallseelsorger.

Mitten in der Nacht geht der Piepser los, der Funkmelder.

Ich melde mich und erfahre: Ein größerer Feuerwehreinsatz in Tübingen.

Ein Brandgeschehen in der Nähe des Landestheaters.

Als ich ankomme, informiert man mich:

Es sind zwei Feuerwehrleute im Einsatz ums Leben gekommen.

Eine kalte Winternacht in Tübingen. Die Stimmung ist bedrückend.

Die Löscharbeiten laufen noch, aber das Feuer ist soweit unter Kontrolle.

Die Feuerwehrleute, die nicht mehr akut gebraucht werden, fahren zurück zum Tübinger Feuerwehrhaus in der Belthlestraße.

Der Tübinger Feuerwehrarzt Dr. Eberhard Bürger nimmt mich mit.

Ich sehe noch den Versammlungsraum vor mir, im Obergeschoss.

Er füllt sich mit der Zeit.

Irgendwann kommt Dr. Bürger auf mich zu: „Es wäre gut, wenn Sie als Notfallseelsorger etwas sagen könnten.“

Was sagt man als Pfarrer zu solch einer versammelten niedergeschlagenen Mannschaft?

Ein Vaterunser passt immer – und ein Segen auch.

Natürlich auch eine Fürbitte für die Verstorbenen und für alle, die um sie trauern.

Aber mir fiel noch etwas anderes ein.

Ein Wort Jesu aus dem Johannesevangelium:

„Es gibt keine größere Liebe als die, dass einer sein Leben hingibt für seine Freunde." (Johannes 15,13).

Ich zitierte dieses Wort- Und ich sagte:

„Das haben Ihre beiden Kameraden getan – und das würden Sie alle auch tun."

Das Leben hingeben für die Freunde – oder auch für andere.

Seit dieser Nacht habe ich größten Respekt vor den Männern und Frauen der Feuerwehr.

Sie sind bereit, ihr Leben für andere hinzugeben.

Kameradschaft zum einen – und die Bereitschaft, das eigene Leben auch für völlig Fremde einzusetzen.

Für Feuerwehrleute, für Polizistinnen und Polizisten – und für Soldaten und Soldatinnen ist Kameradschaft ein hohes Gut: Wir können uns aufeinander verlassen.

„Ich hatt' einen Kameraden". Der Musikverein Stadtkapelle Gerlingen wird dies Lied nachher spielen.

Meine Damen und Herren, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

genau 10 Jahre nach dem Brandunglück wurden zwei Straßen im neu bebauten Güterbahnhofviertel in Tübingen nach den beiden ums Leben gekommenen Feuerwehrleuten benannt, nach Andreas Mang und nach Kurt Schwägerle.

Gesellschaften gedenken derer, die ihr Leben für andere hergegeben haben.

Feuerwehrleute, Polizistinnen und Polizisten – und auch Soldaten und Soldatinnen.

Und es ist gut, dass Gesellschaften dieser Menschen gedenken.

Sie sollen nicht vergessen werden.

Wir leben davon, dass Menschen bereit sind, ihr Leben für uns einzusetzen.

Zweite Szene:

Sommer 1945.

Ein Kriegsgefangenenlager, das Camp de la Trémouille, nahe der Stadt Tulle, im Département Corréze, in Zentralfrankreich.

Krankheiten grassieren. Die Ernährungslage ist schlecht. Etliche der Gefangenen sterben.

Am Lagertor, im Inneren des Lagers, wartet ein junger Mann, 25 Jahre alt.

Er war ein guter Schüler gewesen.

„Weiter so, Waldemar, und Du wirst es zu etwas zu bringen." So hatte es einst sein Lehrer Gottlieb Speidel unter ein Zeugnis geschrieben.

Waldemar Weeber hieß dieser Kriegsgefangene.

Der Vater von Waldemar Weeber, Gustav Weeber, war ein Arbeiter bei den Deutschen Linoleumwerken in Bietigheim. Am Feierabend ging er einer kleinen Nebenerwerbslandwirtschaft nach.

Obwohl die Verhältnisse so bescheiden waren, durfte mein Vater Waldemar Weeber die Oberschule in Bietigheim besuchen – bis er zur Wehrmacht eingezogen wurde.

In der Oberschule hatte er Französisch gelernt. Und die Arbeit in der Landwirtschaft kannte er von zuhause.

Im Lager hatte er nun beobachtet, dass immer wieder Bauersleute zum Lager kamen, um Kriegsgefangene als Arbeitskräfte abzuholen.

So kam auch Monsieur Baptiste Chambon zum Lager. Auf der Suche nach einem deutschen Kriegsgefangenen, der ihn unterstützen könnte.

Sie ahnen, wie sich die Geschichte entwickelt:

Mein Vater spricht französisch – und er kennt sich mit der Arbeit in der Landwirtschaft aus.

Monsieur Chambon nimmt ihn mit sich auf den kleinen Hof La Maurie.

Drei Jahre wird mein Vater dort bleiben.

Und diese drei Jahre waren für ihn in gewisser Weise die beste Zeit seines Lebens.

Er hilft Alain Chambon, dem Sohn des Bauern, bei den Hausaufgaben.

Mein Vater wurde dort wurde sehr gut behandelt.

Als Kind von sechs Jahren habe ich mit meinen Eltern und mit meinem älteren Bruder die Familie Chambon besucht. Mein Vater war immer in brieflichem Kontakt geblieben – vor allem auch mit dem Sohn des Altbauern.

Mit dem Enkelsohn des Altbauern und mit dessen Frau sind meine Frau und ich seit einigen Jahren nun sehr gut befreundet. Wir haben sie im Jahre 2023 besucht, und 2019 und 2024 und 2025 waren sie zu Besuch bei uns hier in Gerlingen. Im kommenden Jahr wollen wir wieder zu ihnen fahren.

Im Sommer 2023 standen wir an der Scheune des kleinen Bauernhofes. Und Yves Chambon, der längst zum guten Freund geworden ist, erzählte uns, dass sich in der Scheune immer wieder die Angehörigen der Résistance, des französischen Widerstands, versammelt hatten.

Sein Großvater Baptiste war ein Angehöriger der Résistance – und er hat den deutschen Kriegsgefangenen Waldemar Weeber bestens behandelt.

Er hat ihn behandelt nicht als einen Deutschen und Feind, sondern als einen Menschen.

Meine Damen und Herren, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,

da, wo man Menschen als Menschen betrachtet und behandelt - und nicht als Angehörige eines Landes, einer Gruppe, einer Kultur – da kann Feindschaft überwunden werden und sogar Freundschaft entstehen.

Lange kultivierte Feindschaften können sich auflösen.

Darum sind übrigens die Städtepartnerschaften, die wir pflegen so wichtig.

Da merkt man: die Menschen, denen man da begegnet, sind nicht in erster Linie Franzosen, Ungarn oder Engländer, sondern einfach Menschen, mit genau den gleichen Sorgen und Freuden, die auch wir haben.

Da, wo man Menschen als Menschen betrachtet und behandelt - und nicht als Angehörige eines Landes, einer Gruppe, einer Kultur - da kann das Wunder der Menschlichkeit geschehen.

Menschen als Menschen behandeln.

„Seid Menschen."

Dritte Szene:

Im Juli 2011. Ich war damals ganz frisch als Pfarrer nach Gerlingen gekommen.

Mit den Pfarrerinnen und Pfarrern des Kirchenbezirks nahm ich an einer Reise nach Polen teil.

Wir besuchten die Evangelische Kirche in Polen.

Eine kleine Minderheitskirche in dem traditionell katholischen Land.

Wir besuchten auch das Konzentrationslager Auschwitz.

Das Stammlager und das Lager Auschwitz-Birkenau.

Die Eindrücke, die ich dort gewonnen habe, begleiten mich dauerhaft.

Dort wurden Menschen nicht als Menschen behandelt.

Bevor man sie umgebracht hat, hat man sie ihrer Geschichte und ihrer Namen beraubt.

Alles Individuelle wurde ausgetilgt.

Ihre Namen wurden durch Nummern ersetzt. Die eintätowierten Nummern.

Der Name steht für die Person.

Wo Menschen mit Nummern versehen werden, werden sie als Personen, als Menschen, nicht mehr geachtet.

Wo du nummeriert wirst, hast du das Tor zur Hölle schon durchschritten.

Vierte Szene:

Es ist erst ein paar Wochen her. Am 3. Juli 2026 fahre ich nach Münsingen. Ich habe dort beruflich zu tun.

Auf der Rückfahrt fahre ich an einem Wegzeiger vorbei: „Grafeneck“.

Es wäre nicht weit dorthin gewesen. Aber der Tag war anstrengend. Ich folge dem Wegzeiger nicht. Ich fahre nach Hause.

Irgendwann will ich aber hinfahren.

Das Schloss Grafeneck wurde im nationalsozialistischen Deutschland als Tötungsanstalt genutzt.

10.654 Menschen wurden 1940 dort umgebracht.

Eine von ihnen war Johanna Schweizer. Handarbeitslehrerin aus Gerlingen.

Sie entsprach nicht den Leistungsanforderungen ihrer Zeit.

Deshalb wurde sie getötet. Am 10. Juni 1940.

Ein Stolperstein beim Stadtmuseum erinnert an sie.

Aus völlig durchsichtigen Gründen wurde neulich in der sächsischen Kleinstadt Heidenau (ähnlich groß wie Gerlingen) vom Gemeinderat beschlossen, es sollten dort zukünftig

keine Stolpersteine mehr verlegt werden. Ein entsetzlicher Beschluss. Ein Beschluss, der meines Erachtens viel zu wenig Aufsehen erregt hat.

Fünfte Szene:

Die fünfte Szene wird sich nachher abspielen. Wir werden an ihr teilhaben, wenn wir hinübergehen zur Petruskirche.

Dort werden wir Kränze ablegen und derer gedenken, deren Namen auf den steinernen Tafeln eingraviert sind.

Namen, keine Nummern.

Es sind Menschen, deren wir dort gedenken.

Ich hoffe inständig, dass diese Tafeln nicht eines Tages eine Ergänzung finden müssen.

Schräg über die Weilimdorfer Straße hinüber liegt der Stolperstein für Johanna Schweizer.

Wie hängt beides miteinander zusammen?

Die Soldaten haben ihr Leben gegeben, mussten ihr Leben hergeben für ein System, das Menschen wie Johanna Schweizer nicht beschützt, sondern umgebracht hat.

Es wäre schön gewesen, sie hätten ihr Leben hergegeben für ein System, das Menschen wie Johanna Schweizer schützt.

Um es ganz klar zu sagen:

Für mich sind unsere heutigen deutschen Soldatinnen und Soldaten bereit dafür, eine Ordnung zu schützen, die Menschen wie Johanna Schweizer schützt.

Unsere heutigen Soldatinnen und Soldaten schützen eine Ordnung, die Schwachen, Kranken, Behinderten, Alten Schutz gewährt, eine Kultur der Anerkennung und der Menschenwürde.

Unsere heutigen Soldatinnen und Soldaten schützen eine Ordnung, die Raum gibt für ganz unterschiedliche Lebensformen.

Und sie sind bereit, für den Schutz dieser guten und menschenfreundlichen Ordnung ihr Leben einzusetzen.

So, wie auch Polizistinnen und Polizisten und Feuerwehrleute dazu bereit sind, unter Einsatz ihres Lebens das Leben anderer zu schützen.

Man kann nur hoffen, dass unsere Gesellschaft mit ihrer Anerkennungskultur sich wehren kann gegen Angriffe auf diese Anerkennungskultur. Dazu gehört auch die physische und die intellektuelle Verteidigung.

Menschenverachtende Ansichten dürfen nicht einfach hingenommen werden.

Ihnen ist zu widersprechen.

Das haben uns die letzten Jahre gezeigt.

Unsere Gesellschaftsordnung, die die Würde des Menschen schützt, ist der Verteidigung jederzeit bedürftig, aber auch würdig.

Für eine solche gute Ordnung, für eine solche Anerkennungskultur haben jene, deren Namen auf den steinernen Tafeln stehen, ihr Leben nicht dahingegeben.

Aber sie hatten die Wahl auch nicht.

Sie waren geprägt worden durch eine Erziehung zur Grausamkeit. (vgl. Robert Misik, Erziehung zur Grausamkeit).

Nur wenige Einzelne hatten den Mut, sich gegen die damalige Ordnung aufzulehnen – und sie haben dafür auch mit ihrem Leben bezahlt: Die Menschen des Deutschen Widerstands. Es waren wenige.

Es hat lange gedauert, bis man den Deutschen Widerstand gegen das Dritte Reich gewürdigt hat.

Gut, dass der Menschen des Deutschen Widerstands gedacht wird – in verschiedenen Formen im Zusammenhang des 20. Juli.

Gut, dass der Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar seit 1996 ein bundesweiter, gesetzlich verankerter Gedenktag ist. Johanna Schweizer gehört zu diesen Opfern des Nationalsozialismus.

Und der Volkstrauertag?

Er hat eine wechselvolle Geschichte.

Die will ich nicht nacherzählen.

Aber wenn man sich mit dieser Geschichte des Volkstrauertages beschäftigt, kommt man darauf, dass wohl jede Generation den Sinn dieses Tages neu bestimmen muss.

Ein Heldengedenktag, wie die Nationalsozialisten ihn nannten, kann der Volkstrauertag für uns, kann er jedenfalls für mich nicht sein.

Viel zu viel Ambivalenz, viel zu viel Uneindeutigkeit steckt für mich in dem Tag drin.

Volkstrauertag: Wie könnte ein gegenwärtiges Verständnis dieses Tages aussehen?

Für mich wäre das ein Ansatz:

Gemeinsam traurig sein.

Einfach gemeinsam traurig sein.

Traurig sein darüber, dass das Leben von so vielen so früh beendet wurde.

Traurig sein über das ganze Leid, das über die Familien der Toten hereinbrach.

Gemeinsam traurig sein über so viele zerbrochene Träume, über so viele vertane Lebensmöglichkeiten.

Gemeinsam traurig sein über eine Jugend, die eine Erziehung zur Grausamkeit durchlaufen musste.

Gemeinsam traurig sein über die Langzeitwirkungen dessen, was Menschen damals erleben mussten.

Es kommt häufig vor, dass Menschen, denen am Ende ihres Lebens die Kontrolle über ihre Gedanken entgleitet, heimgesucht werden von den Erinnerungen an das, was sie als Kinder im Krieg erlebt haben. Wie sie über Leichen steigen mussten, um aus dem Keller herauszukommen, in dem sie Schutz gesucht hatten.

Gemeinsam traurig sein. Volkstrauertag.

Es ist wichtig, dass wir auch gemeinsam fröhlich sind und gemeinsam ausgelassen feiern – wie etwa beim Straßenfest.

Aber dass wir am Volkstrauertag einfach gemeinsam traurig sein dürfen: Das ist groß.

Und dann natürlich auch die gemeinsame Besinnung auf das, was dem Frieden dient.

Die gemeinsame Besinnung auf das, was uns verbindet.

Was uns nicht nur untereinander verbindet, sondern auch mit allen anderen Menschen.

Und die aktive Arbeit an der Begegnung mit Menschen aus anderen Ländern und Kulturen:

Schüleraustausche, Städtepartnerschaften.

Aber auch in unserm Land, in unserer Stadt einfach der alltägliche Respekt vor denen, die ihr Leben auf eine andere Weise führen, als wir es tun.

Und die Mitwirkung an einer Erziehung zur Nachsicht, zur Sanftmut, zur Barmherzigkeit.

Der Wille zum Ausgleich von Interessen.

Die Stärkung der Kooperationsfähigkeit.

Die Pflege des Sinnes für Mäßigung und Kompromiss.

Und die Orientierung an denen, die es schwer haben.

An unserem Umgang mit ihnen bemisst sich die humane Qualität unserer Gesellschaft.

Und wichtig ist, dass wir nicht hereinfallen auf alle, deren Geschäftsmodell die Polarisierung ist.

Volkstrauertag.

Gemeinsam traurig sein.

Aber auch gemeinsam wieder Mut fassen zu einem Leben in Menschlichkeit.

Wie es Margot Friedländer so einfach wie anrührend und eindeutig gesagt hat:

„Seid Menschen!“

Dr. Martin Weeber